

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1909**

298 (21.12.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 101



Inhalt der Nr. 101: Wie schmücken wir den Weihnachtsbaum. — Ein prächtiges Weihnachtsfest für unsere Frauen. — Die Verteidigung des Angeklagten. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Fremdwörter. — Aus den Witzblättern.

Wie schmücken wir den Weihnachtsbaum?

Unter dem Titel „Die Kultur des Christbaums“ stellt Genosse Paul Göhre im „Kunstwart“ interessante Betrachtungen an über die Tatsache, daß der Weihnachtsbaum in allen Schichten der Bevölkerung heute weniger umschwärmt und gepriesen wird als vor Jahrzehnten. Worauf Genosse Göhre das zurückführt und wie er es beseitigen will, ist aus dem folgenden Auszug aus seinem Artikel ersichtlich:

„Gewiß, er gehört unerläßlich zu einem ordentlichen Weihnachtsfest. „Ein Christbaum muß sein!“ Ist er aber da, ist er mit seinem Fliederfranz glücklich oder besser unglücklich behängt und entstellt, dann — beachtet man ihn kaum. Anstatt wie früher geradezu Mittelpunkt des Festes zu sein, ist er vielmehr heute meist ein Dekorationsstück, das keine geistigen Werte irgendwelcher Art mehr bietet, das man deshalb nur gelegentlich mit ein paar Winken flüchtig streift und schließlich zu Neujahr gern wieder zur Tür hinausstößt.

Auch von der Jugend, den Kindern gilt das schon. Auch für sie hat dieser so aufgeputzte Christbaum seine Anziehungskraft mehr oder weniger verloren. Ich selbst habe das duftendmal an fremden wie auch an den eigenen Kindern beobachtet. Man muß sie oft, wenn er „brennt“, auf sein Leuchten und seine absonderliche Erscheinung geradezu erst aufmerksam machen. Dann ein paar Augenblicke des Anstarrens, und die Aufmerksamkeit ist wieder von ganz anderen Dingen viel stärker in Anspruch genommen. Und das geschieht nicht etwa bloß am „heiligen Abend“ bei der Becherung. Da wäre es immerhin noch erklärlich und entschuldbar genug. Denn auch und erst recht Kinder sind selbstständig. Ihre Geschenke gehen ihnen allem vor. Aber dieselbe rauch erntretende Gleichgiltigkeit gegen den Christbaum wiederholt sich ebenso, wenn der Baum an den dem heiligen Abend nachfolgenden Festtagen „angebrannt“ ist. Woraus aber folgt, daß auch schon die Kinder, wie die Erwachsenen, zu dem heutzutage so prunkhaft aufgeputzten Baume kein inneres Verhältnis mehr zu haben scheinen. Auch sie wissen mit seinem ganzen erdrückenden Glitzer offenbar nichts Rechtes anzufangen.

Nun wäre es freilich äußerst verkehrt, wenn man annehmen wollte, daß die Ursache dieser innern Anwendung von diesem „modernen“ Christbaum“ bei den meisten Menschen verletztes Schönheitsgefühl sei. . . . Man stößt nämlich fast auf dieselbe Empfindungslosigkeit und Gleichgiltigkeit gegen den Weihnachtsbaum auch da, wo die ästhetisch unerträglichen Auswüchse im Christbaumschmuck mehr oder weniger schon beseitigt sind. Wo man also entweder zu der einfacheren Schmuckweise unserer Eltern zurückgegangen ist: Lichter, Pfefferkuchen, vergoldete Nüsse, rotbäckige Äpfel; oder wo man nur noch eine ganz einheitliche Schmückung anwendet: Lichter und Watte, oder Lichter und Äpfel, oder Lichter und Lametta oder dem ähnliche Verbindungen und Beschränkungen. Auch da will sich das alte trauliche Verhältnis, das einst unsere Väter und Mütter und zum Teil wir selbst noch in unserer Jugend zum Christbaum hatten, nicht recht einstellen. Und also muß die Ursache dieser Erscheinungen noch anderswo liegen.

Nach unserer Meinung liegt sie — auf wirtschaftlichem Gebiete. Die ökonomische Entwicklung, die auf

Verhältnisse und Menschen stetig umgestaltend wirkt, hat auch den Charakter des Christbaums und sein Verhältnis zu uns durchaus verschoben.

Als er allgemeiner aufkam, war die Zeit der Del-, als er sich noch in allen Ehren hielt, die der Petroleumlampe. Einjam und trübe brannte ihr Licht in den Wohnstuben der Familien, in den niedrigen Räumen der Gasthäuser, in den kleinen Läden und Schaufenstern der Verkäufer. Die Winternacht war zu ihrer Zeit noch nicht überwunden, nur eben erst erträglich gemacht. Dazu kam die Einfachheit aller anderen Lebensverhältnisse. Einfach und bescheiden die Ausstattung auch der „gut“ bürgerlichen Wohnungen; wenig Schmuck; einfach, wenn überhaupt vorhanden, wenn auch die Ausstattung der Schaufenster der Kaufleute und Handwerker. Wenn damals Weihnachten kam, zog der Christbaum in die Wohnungen der Menschen ein wie ein König des Lichtes und des Glanzes. Anstatt der einzigen Petroleumlampe war nun ein ganzer Baum voll Lichter, womöglich gar noch aus edeln duftenden Wachskerzen; Schaumgold und Schaum Silber an Nüssen und Äpfeln, Sterne, Ketten und sonstige Gemächte aus Gold- und Silberpapier, meist eigenes Fabrikat und Produkt des „Hausfleißes“, erhöhten das Klimmern und den Eindruck der Pracht, die sonst den Wänden dieser Räume fremd war. Glitzer war auch damals an und um den Baum, aber einheitlicher, weniger aufdringlich, naturhafter und darum doch geschmackvoller. Er störte auch den ästhetisch Gebildeteren damals nicht, weil die Gesamtwirkung des Christbaums eine durchaus eigenartige und unvergleichliche, im Kreislauf des Jahres und der Dinge nur ihm zukommende war. Das entscheidende war der Gegensatz zwischen dem strahlenden Lichte des Baumes und der trüben Beleuchtung sonst. In diesem Kontrast beruhte das Geheimnis der Wirkung des Christbaums auf die Menschen jener Zeit; hieraus erklärte sich der Zauber des Außerordentlichen, Festlichen und Wunderbaren, den er in den Augen aller, hoch und niedrig, damals hatte.

Alle diese Verhältnisse haben sich nun, wie jedes Kind weiß, infolge technischer und ökonomischer Umwälzungen, heute gründlich geändert. Benigstens das Bürgertum in Deutschland ist im Vergleich zu ehemals sehr viel reicher an äußeren Gütern geworden. Selbst einige oberste Schichten der Arbeiterklasse haben schon ein wenig Teil erhalten an einigem Komfort des Bürgerturns. Die Wohnräume sind höher, heller, stattlicher geworden; die alte Einfachheit ist längst aus ihr geflohen. Schmuck und allerlei Pracht ist, ob in Schönheit oder Gäßlichkeit, reichlich in den überladenen Zimmern da. Doppelt und dreifach aber gilt das alles von den heutigen Verkaufsläden und den meisten öffentlichen Räumen, in denen sich das Leben der Menschen von heute zu einem großen Teile abspielt, sei es, daß sie als Arbeitende und Angestellte, sei es, daß sie als Besucher, Käufer, Gäste sich darin bewegen. Alle Güter der Welt und die Schmuckarten aller Zeiten und Zonen sind da oft versammelt, gleichgiltig, zu welchem Zweck und mit welchem ästhetischen Wertgehalt. Aber er ist da, alltäglich, allnächtlich da, da auch für die Menschen, die etwa daheim noch immer in engen, öden, schmucklosen Räumen haufen.

Zur vollsten Wirkung aber kommt all dieser Reichtum und Glanz erst durch die Entwicklung unserer Beleuchtungstechnik. Ihr in Wahrheit glänzender Aufstieg ist allen bekannt. Delfunzel und Petroleumlampe sind überholt von Gaslicht, Gasglühlicht, Auerlicht, elektrischem Licht, Quecksilberlicht, der Kerst-, Siemens- und Arcuslampe. In die entferntesten Dörfer schon kam das „neue Licht“, in einfache und niedrige Bauern- und Arbeiterstuben. Fabrik- und Werkstatträume sind von ihm schon teilweise geradezu durchflutet. . . . Gas- und Warenhäuser aber lassen es gar in schier ungebändigter Fülle über ihre Wände und Besucher ergießen, allabendlich alle und alles mit ihrem Glanz überziehen. Die winterliche Nacht,

riet die Spühnkräuse der Miß Molly Puppy durch die glühenden Wände des ihr gegenüberstehenden Mr. W. W. Wog in Brand. Glücklicherweise besaß die junge Dame Geistesgegenwart genug, durch einen kühnen Witz die entzündende Luft zu löschen. Injere geistige Melbung ist sonach in einigen Punkten zu berichtigen.

(Neu hinzutretende Abonnenten erhalten das Blatt bis zum 31. Dezember gratis. Unser Nachrichtendienst wird im neuen Jahre eine wesentliche Erweiterung erfahren.)

Dem Zeitungsjungen zum Opernfänger. Ueber die Karriere des jüngsten Wiener Hofopernsängers, des Tenoristen William Miller, der bisher in Düsseldorf war, dann an der Berliner Gura-Oper sang, und nun nach erfolgreichem Gastspiel eben mit einer Jahresgage von 60000 Kronen, die noch die Stuzgals übertrifft, von Weingartner engagiert wurde, weiß ein österreichisches Blatt Interessantes zu berichten. Danach war Miller, ein geborener Amerikaner, einst Zeitungsjunge in Pittsburg und trug morgens in der Frühe mit seinen kleinen Kollegen die Morgenblätter aus. Eines Morgens hörte der Verleger des Pittsburgers Blattes, Herr G. L. Maggee, als er um halb drei Uhr früh die Druckerei verließ, wie ein kleiner Zeitungsjunge seinen Genossen mit goldreiner Stimme Volkslieder vorsang. Er erkundigte sich nach dem Namen des kleinen Sängers und war so entzückt von dessen Begabung, daß er fortan für dessen Ausbildung sorgte. Der junge Sänger wurde zunächst in Pittsburg unterrichtet, und dann schickte ihn sein Gönner zur weiten Ausbildung nach Mailand und Paris. Nach Maggees Tode sorgte seine Gattin weiter für den Künstler, der nach erst zweijähriger Bühnenkarriere eine so glänzende Stelle sich errungen hat.

Fremdwörter.

- Arterie (griech.) Pulsader. Despotismus (griech. despotes = Gebieter, Herr) Gewalt-herrschaft. Diktator (lat., Ton auf der Mittelsilbe) unumschränkter Macht-haber. Coupage (franz., sprich: ekpapisch) Rutche (mit Geßpann). Fossil, Mehrzahl: Fossilien (lat., fossa = Graben) ausge-grabene versteinerte Ueberbleibsel von Pflanzen und Tieren der Urzeit. Garantieren (franz.) verbürgen, gewährleisten. Geste (lat.) Gebärde, Hand, und Körperbewegung als Ausdruck des Gefühles. Zeitwort: Gestikulieren = Gesten machen. Janitschar (türk., jeni-tscheri = neue Krieger) türkischer Fuß-soldat. Legende (lat., legenda = das zu Lesende) ursprünglich: Heiligengeschichte; Erzählung, Sage. Lyrik (griech., lyra = Leier) ursprünglich: fangbare Dichtung; jetzt: Gesamtbezeichnung für die Dichtungsgattungen, die Ereignisse der Innenwelt (Stimmungen und Gefühle) be-handeln. Orthographie (griech. orthos = richtig, graphein = schreiben) Rechtschreibung. Populär (lat. populus = Volk) volkstümlich, leicht verständlich. Resignation (lat.) Entfagung, Ergebung. Shakespeare (sprich Schöpfier) berühmter englischer Schauspiel-dichter, 1564—1616. Szene (griech., skene = Zelt, Hütte) Schaubühne; ein Auftritt in einem Schauspiel.

Aus den Witzblättern. „Simplizismus.“

Aus Bonn. „Jetzt sind die Borussen schon ein paar Wochen suspendiert, und die Univeritätsbehörde sieht noch immer nicht im Gefängnis!“

Steuerfresser. „Jesias, bal f' nur net mit dd Steuerbande-rolen für d' Holzboana daßerlemma!“

Es gibt Heuchler, die mit einer unehelichen Gesinnung prahlen, um unter solchem Schein sie zu bestehn.

Die Weiber sind nie bei sich und wollen darum, daß auch die Männer nicht bei sich seien, sondern bei ihnen.

rum, daß die Hinterbliebenen und die Verleger. Effencrons als Gegenleistung eine billige Ausgabe seiner Werke heraus-gaben und erinnert an die Beispiele aus dem skandinavischen Norden, wo nach Nfens, Dies und Mellands Tode jeweils eine billige Gesamtausgabe erschien. Diese sehr berechtigte Forderung wird leider wohl ergebnislos verhallen. Gibt es doch bei uns genug Leute, die die Schutzschrift für das „geistige Eigentum“ noch auf 50 Jahre nach dem Tode seines Erzeugers ausdehnen möchten.

Allerlei.

Eine merkwürdige Lebensrettung. Der berühmte englische Maler James Thornill hatte den Auftrag erhalten, die Decke in einer der Kuppeln der St.-Pauls-Kathedrale in London auszumalen. Das Gerüst ragte mehrere hundert Fuß über dem Steinboden des Kircheninnern empor, aber man hatte es troh-dem nicht für nötig gehalten, den Künstler durch Anbringung eines Geländers gegen die Möglichkeit eines Sturzes zu schützen. Viele Kunstfreunde und Anhänger Thornills erklimmen des öfteren das Gerüst, um dem Meister bei seiner Arbeit zuzu-schaun und sein Werk zu bewundern. Eines Tages hatte Thor-nill gerade den Kopf des heiligen Paulus vollendet; er wollte prüfen, wie der Kopf aus der Ferne wirkte, und mit der Hand die Augen beschaltend entfernte er sich, vergaß, im Anschauen seines Werkes versunken, völlig, daß er sich auf einer schmalen, geländerlosen Plattform befand. Lord Arundel, sein Freund, bemerkte plötzlich die Gefahr, in der der Maler schwebte, denn nun trennte ihn nur noch ein Schritt von dem Rande der Platt-form, von der er in der nächsten Minute aus schwindelerregender Höhe auf den steinernen Fußboden der Kathedrale herabfallen mußte. Es war zu spät, ihn durch einen Zuruf zu warnen, der Schreck hätte die Katastrophe vielleicht beschleunigt. Lord Arundel hatte im letzten Augenblick einen rettenden Einfall: Saitig nahm er einen dunkel gefärbten Fingel, der vor dem Bildnis des Paulus lag und warf ihn dem Heiligen an den Kopf, so daß das ganze Gesicht mit dunkeln Farbenflecken ent-füllt wurde. „Um Gottes willen!“ rief der Maler und stürzte auf das Bild zu, „was haben Sie getan?“ „Ich habe Ihr Werk zerstört, aber Ihr Leben gerettet“, antwortete Lord Arundel und wies auf die schmale Spanne, die Thornill von dem Ab-grund getrennt hatte. Nun erst begriff der Maler die Gefahr in der er geschwebt hatte, er erschrak so heftig, daß er ohn-mächtig wurde und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Später malte er ein kleines Bild, das die Szene festhält, und das sich heute noch in dem Besitz der Familie Arundel be-findet.

Ganz moderne Berichterstattung. Die kürzlichen Sensations-meldungen verschwiebener Blätter von einem Niesenbrand in Baltimore, die sich nachher als eine riesige Ente herausstellten, werden nun auch vom „Madderadatsch“ gebührend verurteilt, in-dem er sie in folgender parodistischer Form serbiert:

1. Meldung: New York, 3. Dez. Wie uns über Paris aus Rom gemeldet wird, bringt der Londoner „Daily Swindler“ die ganz Europa mit Entsetzen erfüllende Nachricht, daß, wie einem Berliner Blatt berichtet wird, eine ungeheure Feuers-brunst die Vereinigten Staaten bis auf den Hühnerstall des Negers Bob Smith in Cairo (Illinois) zerstört hat. Vom Tode dieses Hühnerstalls hat unser eigens zu diesem Zweck nicht mitverbrannter Berichterstatter das Entschlechte mit angesehen und labelt uns nun auf einem noch rauchenden Draht folgende ergreifende Schilderung von einer geradezu poetischen Weis-glut: „Dampf wallt auf, fladernd steigt die Feueräule, durch der Strafen lange Feile wäpft es fort mit Windeseile; lodend wie aus Ofens Nachen glühn die Lüfte, Balken krachen, Pfoffen fürzen, Fenster klirren, Kinder jammern, Mütter irren, Tiere dimmern unter Trümmern; alles reint, rettet, flüchtet, tag-hell ist die Nacht gelichtet, was mir ermöglichte, diesen Bericht zu schreiben.“

2. Meldung: New York, 4. Dez. In Ergänzung unserer Aabelmeldung über die entsefliche Feuersbrunst in den Ver-einigten Staaten wird uns aus Stockholm gemeldet: Wie den Londoner „Daily Mouthful“ aus Prag berichtet wird, liegen jetzt genaue Meldungen über die Feuersbrunst in den Ver-einigten Staaten (vergleiche unser geistiges Aabelstelegramm) vor, wonach das entsefliche Ereignis sich folgendermaßen abge-spielt hat: Bei einer Abendgesellschaft in der Wohnung des Seifenfabrikanten William B. Smugden in der 72. Straße ge-



die Nacht überhaupt ist jetzt überwunden; der Mensch lebt, freilich nur erst, was die „Beleuchtung“ anlangt, wirklich heute schon in Glanz, Klarheit, Licht und Selb.

Wenn jetzt Weihnachten im Kreislauf des Jahres wiederkehrt, und mit ihm der Christbaum, — so erscheint er nun in jedem Fall als ein ganz armliegender Geselle. Was können seine paar Duzend Stearin- oder Paraffinkerzen auch ausrichten gegen die Heiligkeit der elektrischen und Gasstrahlen, unter denen sich heute die Familien des Bürgertums wenigstens allabendlich versammeln? Und all der überlieferte Schmuck, mit dem man ihn behängen soll und muß, jetzt, an dem neuen Licht, erscheint er wirklich schon dem Knaben als kindischer und ganz wirkungsloser Glitzer. Und nun versteht man sofort, warum er niemand, weder Erwachsene noch Kinder, mehr in alter Weise anzieht, auf niemand mehr einen tiefen Eindruck macht: die frühere Kontrastwirkung seines einstmal so reich erscheinenden Lichtes gegen das träge Halbdunkel von Anno dazumal ist gänzlich verschwunden, ja geradezu in sein unangenehmes Gegenteil verkehrt. Vor der strahlenden Helle, die den Menschen nachts, nachtaus nun zur Gewohnheit und Bedürfnis geworden ist, ist sein Leuchten nur noch ein ganz schwächlicher Leuchtversuch ein wirkungsloser Dämmer.

Und nun wird auch die ästhetisch abschreckende Entwicklung, die die Schmuckweise des Christbaums in den letzten Jahrzehnten genommen hat, mit einem Schlag erklärt: sie ist nichts anderes als ein unablässiger, freilich stets erfolgloser Versuch, dem Christbaum seine frühere, glänzende strahlende, einzigartige Bedeutsamkeit zu behaupten. Deshalb überläßt man ihn geradezu mit allerhand sinnlosestem Kutz. Deshalb verfällt man auf die absonderlichsten Dinge für ihn; man verleibt ihm Gerüche und Stimmen; man redt seine Größe; ja in höchsten und reichsten Kreisen vervielfältigt man selbst seine Anzahl. Man will ihn mit Gewalt konkurrenzfähig halten gegen die Beleuchtungspracht und den Reichtum unserer Tage. Und erreicht doch nur, daß man den armen, edeln, „urwäldigen Waldsohn“ nur um so abstoßender macht, ihn in immer mehr Augen diskreditiert, also daß man, selbst die Kinder mit einbezogen, innerlich und äußerlich immer weniger mit ihm anzufangen weiß.

Wie ist nun etwa dieser Zustand zu ändern? Nach dem bisher Dargelegten ist nur ein Weg möglich, der zur gründlichen Besserung führt. Man muß überhaupt und für alle Zukunft auf jede Konkurrenz des Christbaums mit der modernen Beleuchtungspracht verzichten. In diesem Wettbewerb muß ja der Christbaum immer den kürzeren ziehen. An Stelle seiner muß vielmehr wieder das Prinzip der Gegenwirkung treten. Und zwar nun gegen diese moderne Beleuchtungspracht. Das aber kann natürlich nur in umgekehrter Weise wie früher, der Petroleumlampe gegenüber, geschehen. Nicht durch seine Lichter also, sondern, um es ganz präzise zu sagen, durch seine Schatten muß der Christbaum in Zukunft wieder seine Zauber auf den auch heute noch „zauber“bedürftigen Menschen entfalten. Darum ist die Forderung der Zukunft in Bezug auf den Christbaum: weg mit allem und jedem Schmuck. Kein Salz und Abbeß mehr, keine Wolle und Watte, keine Lametta und Christkindleinhaar; keine Ketten von Papier, Perlen oder Zuckerkant; kein Glas, kein Konfekt, keine Puppen und Püppchen; nicht einmal mehr die roten Medjel, braunen Besserfuchen und vergoldeten Köpfe der „guten alten Zeit“. Auch keine Niesendimensionen des Baumes selber mehr. Jedenfalls darf er nie so groß sein, daß er seine nächste Umgebung oder gar den Raum, in dem er stehen soll, erdrückt und so etwa schiefe, unharmonische Größenverhältnisse in ihm schafft. Eher kann er wirken als ein Pflanzenstummel, wie man ihn auch sonst im Laufe des Jahres im Zimmer hat, nur eben stattlicher als sonst, beherrschender noch, und eigenartig, dem Charakter des höchsten und eigenartigsten aller unserer Feste entsprechend. So muß er vor allem schon als ganze Erscheinung schön sein. Daher sollte er womöglich kein einfaches Fichtenbäumchen sein. Das ist zu dünn, zu gerade, zu korrekt gleichmäßig im Ansat, Verteilung und Richtung der einzelnen Zweige. Sondern eine Doppeltanne oder Doppel-

fichte, oder gar eine Nieser mit reichen, buschigen Zweigen. Und nun zwischen dieser unberfälschten Natur nichts weiter als ein bis zwei Duzend edler echter Wachskerzen, die ja selbst auch ein reines Naturerzeugnis sind. Diese nicht an starken Drähten befestigt, wie man sie bisher gern in den armen Leib des Stammes einbohrt, sondern auf einfachen „Dünnen“, die man auf die Zweige selber klemmt. Und zwar nicht an deren Spitzen, sondern so tief wie immer möglich in das Gezweig hinein versteckt. Dann drehe man, wenn die Bekleidung mit ihren so ganz andersartigen Erregungen vorüber ist, alle Gas- und elektrischen Kronen und Leuchter aus, und lasse danach aus dem Dunkel der wiedergewonnenen Nacht das Licht der zwölf bis zwanzig Wachskerzen am Christbaum erstrahlen. Wo nicht ganz blaßierte Menschen zusammen sind, wird dann der ganze wunderbare Zauber des Christbaums von einst wieder lebendig und auf alle, groß und klein, wieder wirksam werden.

Denn nun ist dieser Christbaum wieder eine Erscheinung, die ebenfalls mit keiner sonst vergleichbar ist. Er ist die reine Natur grüßt uns inmitten eines Raumes, der ganz Kulturprodukt ist. Die Lichter der Wachskerzen aber mit ihrem stillen rötlichen Leuchten steigern diesen Eindruck der Natur nur noch, indem sie Lichterstrahlen bilden auf dem Hintergrunde der tiefgrünen Schattensmassen der Gezweige. Ruhvolle Feierlichkeit, geisterndes Dämmern geht nun wieder von diesem Christbaum aus, erfüllt den Raum, umspinnt die Menschen und erfüllt sie mit einem Gefühl unsagbar erquicklichen, tiefen Ausruhens. Fast ist es, als ob das „Wunderbare“, nach dem alle Menschen sich ja eigentlich so inbrünstig sehnen, als ob das „Schweigen im Walde“ selber zu den still feiernden Menschen einzutreten beginne. Alles leere Geschwätz verstummt beim Scheine solchen Christbaums von selber, macht einem schon längst als totgeglaubten Bedürfnis nach dem Gesang der alten lieben Weihnachts- und Volkslieder Platz; und wie immer sie dann gesungen werden, ob vollen oder mangelhaft, ihr Gesang labt.

Die Poesie der Dämmerstunde von einst ist wiedergekehrt. Und sie steigert sich immer mehr, wenn allmählich Licht um Licht von selber verlöscht. Denn immer tiefer, breiter, wuchtiger werden dann die schwarzen Massen am Baum, geheimnisvoller wird das Dunkel, gigantischer das Durcheinander der starken und zarten, großen und kleinen Schatten der Zweige an der weißen Decke des Wohnraums. Dann scheint das ganze Zimmer wie verwandelt, wie gehelligt, wie erfüllt von allerlei verklärten Gestalten. Schließlich kämpft nur noch ein einziges Licht um sein kleines Leben. In seinen Zuckungen bilden sich immer neue, immer unverständlichere Schattenbewegungen. Weit fort, in immer schweigendere Rätselgebilde gehen unsere leise gewordenen Gedanken. Bis endlich völlige Finsternis kommt, ganz tiefe Einsamkeit um uns wird.

Und das alles hat der eine neue Kontrast getan: des Ungewohnten im Bewohnten, des Naturhaften im Kulturhaften, des Einfachen gegen das Prachtige, des Schattens gegen das Licht. Und dieser Gegensatz ist nunmehr dauernd. Ja er wird sich noch steigern, und desto tiefer ästhetische und seelische Wirkungen üben, je glänzender sich in Zukunft noch die Entwicklung unserer Beleuchtungstechnik gestaltet. Denn desto stärker bringt er die Stille der „heiligen“ Nacht, vor der das Lied singt, zum Ausdruck, desto mehr schafft er in den Menschen das Gefühl tiefen Ausruhens vom Gaste der Zeit. Nun er ist und er ist so ist der Zauber des Christbaums wiedergefunden.

### Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für unsere Frauen.

Der unermüdete allberehrte Vorkämpfer des deutschen Proletariats, unser Genosse **Bebel**, hat der Arbeiter-schaft, vor allem aber den Frauen, in der fünfzigsten Auflage, der Jubiläumsausgabe seines Buches: „Die Frau und der Sozialismus“ eine prächtige Weihnachtsgabe gereicht. In drei Jahrzehnten erfuhr „Bebels Frau“, wie das Buch im Volksmund kurzweg genannt wird, die fünfzigste Auflage und ist in 15 verschiedenen Sprachen er-

schienen; wann und wo könnte man das je von einem Buche erleben.

Die jetzt erschienene Jubiläumsausgabe ist vollständig umgearbeitet, bedeutend erweitert und zum Teil der Inhalt erneuert und übersichtlicher gestaltet. Der Verfasser hat die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen auf den verschiedensten Gebieten in entsprechender Weise berücksichtigt und verbreitet. So z. B. auf dem Gebiete der Ethnologie, der Naturwissenschaft, der Soziologie, der Gynäkologie, er hat die Neuentdeckungen der Technik, der Chemie, der Elektrizitätsverwendung neu beleuchtet und er findet in den Ergebnissen der neuesten Statistik auf den verschiedensten Gebieten eine glänzende Bestätigung der durch den wissenschaftlichen Sozialismus aufgezeigten Entwicklungsgehalte und freibenden Kräfte im Kapitalis. Vollständig umgearbeitet, erweitert und in den einzelnen Problemen vertieft, ist der ganze erste Abschnitt: „Die Frau in der Vergangenheit“. Eine dankenswerte Erweiterung und deren positive Erfolge auf dem Gebiete der politischen Gleichberechtigung, bis in die neueste Zeit behandelt und bewertet. Zum großen Teil neu ist der dritte Abschnitt: „Staat und Gesellschaft“, durch den das Buch eine wertvolle Bereicherung erfahren hat. Ganz prächtig ist vor allem auch der Abschnitt: „Die Sozialisierung der Gesellschaft“ mit seinen vielen Unterabteilungen. In überaus populärer Weise gewährt er Ausblicke in die Zukunft, ohne in Prophezeiungen zu verfallen, widerlegt eine Fülle bürgerlicher Einwendungen gegen die Durchführbarkeit der sozialistischen Gemeinschaft und zeigt, wie der Sozialismus nichts anderes ist, als die auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit angewandte Wissenschaft, wie aber auch erst im Sozialismus der Arbeiter und die Frau ihre volle Befreiung aus wirtschaftlicher und sozialer Abhängigkeit und politischer Knechtschaft finden und ihre Persönlichkeitsentwicklung gesichert sehen werden.

Die in dem Buche registrierten und besprochenen Er-rungenschaften der Frauenbewegung sind der beste Beweis für die Richtigkeit dessen, was Genosse **Bebel** selbst in der Vorrede zur fünfzigsten Auflage sagt: „Daß die Anerkennung der politischen und bürgerlichen Gleichberechtigung der Frau und die Zulassung der Frauen zum Studium auf den Hochschulen und der Zutritt zu ihr früher verschloffenen Berufen, große Fortschritte gemacht hat.“

Diese Tatsache spiegelt sich gewiß auch darin, daß Parteien, die sich früher prinzipiell der Frauenbewegung entgegenstellten, wie das katholische Zentrum und die evangelischen Christlichsozialen einen vollständigen Frontwechsel vornehmen, um nicht den Einfluß auf die ihnen zugänglichen Frauenkreise ganz zu verlieren.“

Daß diese Fortschritte erzielt wurden, daran hat nicht zum wenigsten „Bebels Frau“ mitgewirkt.

Als der furchtbare Druck des fluchwürdigen Ausnahme-gesetzes auf uns lastete, als eine offene Propaganda unserer Ideen ungemein erschwert, fast unmöglich gemacht war, als vor allem auch die Vorurteile gegen die volle Gleichberechtigung des Weibes noch überall fest wurzelten, da erschien **Bebel's** Buch. Wuchtig führte es die Schläge gegen die politische Rechtlosigkeit, die soziale Unterbürtigkeit des Weibes, die in seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit wurzeln, von Nichtwärtlern und Philistern jedoch ebenso als „göttliche Einrichtung“ gepriesen werden als der Kapitalismus mit seiner Hirn und Knochen zermürbenden Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft. Zudem **Bebel** aufzeigte, daß die heutige, unterbürtige Stellung der Frau eine geschichtliche geworden ist, daß ihre Rechtsstellung ebenso Wandlungen unterworfen war, wie die ökonomischen Verhältnisse der Menschen, durch die sie bedingt wird, konnte er gleichzeitig an der Hand der wirtschaftlichen Struktur der Gegenwartsgesellschaft aufzeigen, daß die heutige Rechtsstellung der Frau eine große Ungerechtigkeit ist, die sich wie eine ewige Krankheit fortgerbt hat, die der gegenwärtigen Bedeutung der Frau im Wirtschaftsleben der Völker nimmermehr entspricht.

Die Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung hatte

somit bereits aufgezeigt, daß auch der Kapitalismus eine Stufe in diesem Entwicklungsgange darstellt und nicht eine „göttliche Weltordnung“ von ewiger Dauer ist. **Bebel** aber zeigte weiter, daß die dem Kapitalismus eigenen Entwicklungsgehalte und freibenden Kräfte zu seiner Ueberwindung durch den Sozialismus führen werden, der allein die volle Befreiung der Frau und — des Arbeiters ermöglicht.

Diese Darlegungen zu jener Zeit, in diesem Zusammenhange waren eine weltgeschichtliche Tat von eminentester Bedeutung!

Ist die wirtschaftliche und politische Entwicklung die objektive Vorbedingung unseres Fortschreitens und unseres schließlichen Sieges, so ist die klare Erkenntnis dieser Entwicklung durch die Massen und ihr Wille in der Richtung dieser Entwicklung vorwärts zu streben, die subjektive Vorbedingung des Sozialismus.

Diese subjektive Vorbedingung in erster Linie mit geschaffen zu haben, das ist das große Verdienst von **Bebel's** Buch.

In den Köpfen von Hunderttausenden hat es die Erkenntnis ihres Selbst, ihrer Klassenlage geweckt, andere wiederum, die instinktiv manches empfanden, in deren Hirn aber noch die verschiedensten Eindrücke unklar durcheinandergewogen, fanden in **Bebel's** Buch ihre Empfindungen plastisch zum Ausdruck gebracht und rangen sich durch zur Klarheit. So ward „die Frau und der Sozialismus“ für Millionen der Erwecker zum Sozialismus, der Wegweiser im Kampf für den Sozialismus, der Ratgeber und die scharfe Waffe bei diesem Kampfe.

Was das Buch in seinen früheren Auflagen für den Befreiungskampf der Arbeiter leistete, das wird es in seiner ungearbeiteten und erweiterten Jubiläumsausgabe in erhöhtem Maße leisten.

Wir danken unsern Genossen **Bebel** an dieser Stelle auf das herzlichste für seine prächtige Weihnachtsgabe an das Proletariat und sprechen gleichzeitig die Ueberzeugung aus, daß es eine hochwillkommene Bereicherung für den Weihnachtstisch der Arbeiter-schaft, namentlich der Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen sein wird.

### Die Verteidigung des Angeklagten.

Ich bin Admiral und pfeife laut auf Volk und Parlament. Niemals gab es Unterthiele. Wie's der dumme Kaufmann nennt. Kam der Staat durch uns zu Schaden, Lieb gerettet die Moral, Wie der alte Frankenthal. Schimpft ihr? Unter Kameraden Ist das alles ganz egal.

Tant de bruit um alles Eien! Ach! Wo bleibt der ganze Ton? Die Beamten will ich preisen, Wie der alte Jakobsohn. Offiziere, Affessoren Gibts in Deutschland nie zu viel. Allen winkt ein hohes Ziel. Kaum gezeugt, noch ungeboren Engagier' ich sie nach Kiel.

Deutschland, Deutschland über alles! Fort mit allem Krämerneid! Kommt zuletzt der große Dalles, Ist's zum Sparen stets noch Zeit. Jeder Mensch hat seine Mängel; Und wer seine Augen schärft, Sieht die ganze Welt entwert; Aber gibt es wirklich Engel. Sind sie auf der Kieler Werft.

Edgar Steiger im Siml.

### Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Eine Villenraus-Spende im Betrage von 10 000 Mk. hat die **Samburger** Bürger-schaft für Villenraus Hinterbliebene bewilligt. Die „Leipziger Volkszeitung“ erhebt nun die Forderung